

EXTRA: Ein Rudersberger und seine Reise nach Israel

Rudersberg/Israel. Hass, Gewalt, Not – und Mitgefühl, Hilfsbereitschaft, Hoffnung: Zwischen diese beiden Pole hineingespannt ist der Rudersberger Hermann Kircher, 66. Er hilft beim Aufbau einer Schule für behinderte Beduinenkinder in Israel, am Rande der Negev-Wüste. Eine Oase des alle ethnischen, religiösen und kulturellen Grenzen überwindenden Friedensgeistes soll hier gedeihen, mitten in einem von Zwist und Ausweglosigkeit ausgedörrten Land.

VON UNSEREM REDAKTIONSMITGLIED
PETER SCHWARZ



Hermann Kircher aus Rudersberg als Berater – Unterrichtshelfer in einer Schule für behinderte Beduinenkinder in Tel Scheva, Israel.

Bilder: Privat

Die Schule des Friedens

Hermann Kircher und der Campus für behinderte Beduinen-Kinder in Tel Scheva am Rande der Negev-Wüste

Überleben

Der Traum der Zipi Kaplus

In einem Schweinestall überlebte das Mädchen Zipi den Holocaust. Mit Mutter und Geschwistern schlich, hastete, taumelte sie durch die Ukraine, von Versteck zu Versteck auf der Flucht vor den Nazis. Die Geschwister starben. Gehetzt von den Hitler-Schergen, verloren Mutter und Tochter einander und fanden sich wieder; wurden erneut auseinandergerissen und noch einmal zueinandergespült. In ihrer Not wusste die Frau sich nicht anders zu helfen, als das Kind in einem Verschlag zu verbergen: Zipi hauste, wo die Schweine hausten, aß, was die Schweine fraßen.

Ein drittes Mal trieben die Verfolger Mutter und Kind in verschiedene Richtungen – nach dem Krieg begab sie sich wieder in ein Flüchtlingslager in Israel. Hier besuchte Zipi zum ersten Mal in ihrem Leben eine Schule. Sie war dreizehn Jahre alt.

Während ihres Militärdienstes lernte sie einen jungen Mann kennen, er stammte aus Wien, auch er war den Nazis entronnen. Zipi und Miki Kaplus heirateten, er wurde Medizin-Professor, sie Sozialpädagogin. Im Auftrag der Regierung kümmerte sie sich um die Nöte muslimischer Beduinen in der Negev-Wüste. Daraus erwuchs ihr eine Lebensaufgabe und ein Lebenstraum.

Gemeinsam mit ihrem Mann entwarf sie die Vision eines großen Campus am Rande der Wüste: Ein sonderpädagogisches Zentrum für behinderte Beduinenkinder wollte sie schaffen. Mit kompromissloser Hilfsbereitschaft warb sie für ihren Plan, akquirierte staatliche Gelder. 78 Jahre alt ist Zipi Kaplus mittlerweile – ein Kindergarten mit zwölf Gruppen und zwei Sonderschulen für

körperlich und geistig Behinderte sind bereits gebaut, ein Drittel des großen Wurfs ist wahr geworden. Ein Frühförderzentrum für die Allerjüngsten soll folgen und ein Ausbildungszentrum zur beruflichen Integration der Älteren.

Ein strahlkräftiger, ein symbolträchtiger Ort ist hier im Werden, in Tel Scheva, in der Mitte Israels, rund hundert Kilometer südwestlich von Jerusalem: Eine jüdische Holocaust-Überlebende arbeitet, streitet, kämpft für randständige Muslime. Und der Rudersberger Hermann Kircher arbeitet mit am Traum der Zipi Kaplus.

Helfen

Das Leid der Beduinen

Bis zu seinem Ruhestand war Hermann Kircher Leiter der Schorndorfer Fröbelschule – seinen Einsatz für behinderte Kinder aber hat er nie nur als lokale Aufgabe verstanden. 30 Jahre lang pflegte er eine Schulpartnerschaft mit Südkorea, half, dass moderne sonderpädagogische Konzepte am anderen Ende der Welt Fuß fassten, drei Jahre beriet und förderte er eine Einrichtung für Hörgeschädigte in Vietnam. „Ich dachte, Korea wäre ein dickes Brett“ – bis er vom Friedensprojekt der Zipi Kaplus hörte. Ein Campus „als Modell gegen die Spirale von Hass und Gewalt“ in Israel, „verbunden mit humanistischen und sonderpädagogischen Aktivitäten“? Kircher beschloss: Ich fahre hin. Ich helfe.

Als 1948 der Staat Israel gegründet wurde, um Holocaust-Überlebenden einen sicheren Hafen zu schaffen, verloren die dort lebenden Nomaden rund 90 Prozent ihres ursprünglichen Stammesgebiets und wurden in eine Art Reservat im Nordosten der Negev-Wüste gedrängt. Den größten Teil des kargen Landstrichs nutzen die Israelis heute militärisch.

Es wäre ungerecht, zu behaupten, dass der Staat kalten Herzens den Beduinen alle Lebenschancen zu rauben gesucht habe: Israel zahlt diesen unter exorbitanter Arbeitslosigkeit ächzenden Menschen Sozialhilfe und baute ihnen Häuser und Städte. Die Stämme aber, gewohnt ans stete Unterwegssein in der Wüste, vermochten keine Wurzeln zu schlagen in den Siedlungen, sie kamen nicht zurecht mit der ungewohnten Lebens- und Wohnform. Viele der Häuser verkamen zu Bruchbuden, ganze Dörfer zu Slums. Es war, sagt Kircher, „ein ganz tiefes Missverständnis zwischen den Kulturen“. Heute hausen die meisten Beduinen in ungenehmigten Hütten in der Wüste, meist ohne fließendes Wasser, mit Strom aus oft maroden Fotovoltaikanlagen.

In ihrer sozialen Randständigkeit klammern sich viele Beduinen an archaische Strukturen; daraus erwachsen neue Probleme. Polygamie ist gebräuchlich, eine Familie hat im Durchschnitt mehr als sieben Kinder. Enorme Sprengkraft lauert in diesem rasanten Bevölkerungswachstum. Auch Blutrachetraditionen halten sich hartnäckig. Und: In den isoliert unter sich bleibenden Clans häufen sich genetisch bedingte Behinderungen. Der Staat bietet zwar pränatale Untersuchungen an, aber Abtreibung ist im kulturellen Horizont der Beduinen undenkbar – ein behindertes Kind? Insch'allah, Gottes Wille geschehe.

Bei einer Reise durch die Negev-Wüste lernte Kircher eine siebenköpfige Familie kennen: vier der fünf Kinder schwerst mehrfachbehindert. Lange ging die Regierung davon aus, dass es etwa vierhundert



Das Mädchen Miriam, zu Hause in der Negev-Wüste. Mehr zu ihr im Haupttext.

behinderte Beduinen gebe. Für seine Doktor-Arbeit nahm der Sohn des Ehepaars Kaplus systematisch Bestand auf: Es sind viertausend.

Viele von ihnen besuchen jetzt den Campus. Morgen für Morgen fahren vierzig Busse durch die Wüste, sammeln die Kinder ein und bringen sie Abend für Abend zurück zu ihren Familien. Licht und offen, zugänglich und modern wirken die Bauten – ein Hauch von Fröbelschule zwischen Kargheit, Sand und Geröll.

Drei Wochen lang blieb Kircher. Er schmiedete Pläne mit Zipi Kaplus, einer „starken Persönlichkeit, wie es nur wenige gibt“. Am Campus beobachtete er die Arbeit der Lehrerinnen und Lehrer, gab Tipps, unterrichtete selber, besprach die Einheiten danach mit den Pädagogen. Bevor er abreiste, sagte ihm eine Beamtin des Unterrichtsministeriums: Er müsse wiederkommen, es habe sich schon so viel bewegt, verändert, entwickelt in dieser kurzen Besuchsspanne.

Kircher wird jetzt ein Fortbildungskonzept entwickeln für die Campus-Beschäftigten und von Deutschland aus Hilfsaktionen organisieren, zum Beispiel für das Mädchen Miriam.

Miriam hat sechs Geschwister. Die Mutter ist alleinerziehend. Sie hausen in einer notdürftigen Hütte aus Holzbalken und Zeltplanen. Die Fotovoltaikmodule gingen kaputt. Seit sechs Wochen sind sie ohne

Strom. Kircher hilft, Ersatz zu beschaffen und ein Laptop, damit Miriam zu Hause ihre Lernprogramme absolvieren kann.

Ping-Pong

Im Lande Israel

Auf der Landkarte ist Israel so klein, dass nicht mal sein Name reinpasst, hat Ephraim Kishon gesagt. Die Strecke vom Mittelmeerstrand im Westen bis zum palästinensischen Autonomiegebiet im Osten ist eine Reise von Waiblingen nach Winterbach: An seiner schmalsten Stelle ist Israel fünfzehn Kilometer breit. Man muss sich das veranschaulichen, um die Ängste der Menschen zu verstehen; und auch ihre Härte.

Hermann Kircher saß am Ufer des Sees Genezareth. Miki Kaplus hob den Arm, zeigte hinüber nach Nordost, zu den Golanhöhen, einer kargen Bergkette unter blauem Hitzeflirren: Israel beherrscht das Gebiet; Syrien beansprucht es. Dahinter: ein auf den Karten eddingstrichdünn wirkender Streifen unter UN-Kontrolle. Bis dorthin, sagte Micki Kaplus, sind es vielleicht 30 Kilometer. Danach: Syrien, Spukstätte der islamistischen IS-Terrormilizen.

Es gibt viele Israelis, die sich die Haare raufen, dass ultra-orthodoxe Juden durch aggressiven Siedlungsbau in Palästinensergebieten übergreifig Fakten schaffen. Es gibt viele Israelis, die es unwürdig und abstoßend finden, mit welch schikanöser, manchmal brutaler Wucht die Regierung Sicherheitsmaßnahmen durchsetzt und dabei Pläne wälzt, die an Apartheid grenzen: getrennte Busse für in Israel arbeitende Berufspendler aus Palästinensergebieten. Es gibt viele Israelis, die mit all dem hadern – und doch haben nicht wenige dieser Kritiker bei der letzten Wahl dem Hardliner Benjamin Netanjahu ihre Stimme gegeben, weil sie sich mittlerweile sorgen, dass Versöhnlichkeit, Nachgeben, Kompromiss lebensgefährlich sein könnten.

Im Westen des Landes, im Gazastreifen, haben die Israelis ihren Griff gelockert – die Hamas übernahm die Kontrolle. Zöge Israel auch im Osten, im Westjordanland, die harte Hand weg – blühten dann auch dort die Islamisten auf? Und was, wenn im angrenzenden Syrien der IS seine Einflusszone noch ausweitet? Was, wenn auch die Nachbarn Jordanien und Libanon in den Terror-Sog geraten? „Dann ist es vorbei mit uns“, sagen auch Netanjahu-Gegner, „dann werden wir überrannt.“

Was für ein zerklüftetes Land. Liberale Juden. Orthodoxe Hardliner. Sozialistische Kibbuzim. Moderate Palästinenser, radikalisierte, islamistisch fanatisierte. All das: hineingeklemmt in eine Winzigkeit von Land, zwischen Meer und Feinde. Aus israelischer Existenzangst entspringt israelische Härte. Israelische Härte gebiert palästinensischen Zorn. Gewalt und Gegengewalt spielen miteinander Ping-Pong. Beide Seiten haben einander mit den Jahrzehnten Schutthalden aus Bitterkeit und Misstrauen auf die Schultern gehäuft. „Dass friedliches Miteinander hier so schwer und so kompliziert ist, hätte ich vor meiner Reise nicht gedacht“, sagt Hermann Kircher.

Man könnte verzweifeln und den Glauben verlieren, dass es überhaupt einen Ausweg aus dieser Heillosigkeit gibt. Umso wichtiger sind Projekte wie der Campus der Zipi Kaplus. Hier, sagt Kircher, ist „sonderpädagogisches Handeln ein Modell dafür, wie humanistische und friedenspolitische Ziele erreicht werden können“. Er zitiert den alten Spruch: „Wenn viele kleine Leute an vielen kleinen Orten viele kleine Schritte tun, dann werden sie das Gesicht der Welt verändern.“ Frieden, glaubt Hermann Kircher, kann nur von der Basis ausgehen. Frieden kann nicht verordnet, nicht von oben verfügt werden. Er muss gedeihen im Wurzelgrund der Begegnung.



Ein Beduinenjunge mit seiner Mutter.



Zipi (oben) und Miki Kaplus.